

„Wir haben jetzt ein Reich und einen Führer, der sich Gott verantwortlich weiß“

Die Rede des Reichsbischofs Ludwig Müller vom 14. Februar 1937
im Bänder Stadtgarten

Als Reichsbischof Ludwig Müller¹ im Februar 1937 seine „Westfalenreise“ durchführte und dabei im Regierungsbezirk Minden in Bünde (14.2.), Bad Oeynhausen (15.2.), Rahden und Lübbecke (20.2.) sowie Minden-Porta (21.2.) Reden hielt, hatte er, seit 1934/35 faktisch gescheitert, den Zenit seiner politischen Bedeutung bereits deutlich überschritten.²

In einem an die drei Landräte in Herford, Lübbecke und Minden gerichteten Schreiben der Geheimen Staatspolizeistelle Bielefeld wurden die Landräte aufgefordert, die in ihrem Landkreis stattfindenden Auftritte Müllers überwachen zu lassen und darüber Bericht zu erstatten.

Bei der Veranstaltung in Bünde war, entsprechend einer weiteren Anordnung der Geheimen Staatspolizei, die Öffentlichkeit ausgeschlossen, nur die Mitglieder der Deutschen Christen waren zugelassen. Offenbar sollten mögliche Unruhen und Konflikte mit ortsansässigen Gegnern der Deutschen Christen vermieden werden.³

Diese Anordnungen können als Indiz für die bereits geschwächte Stellung Müllers innerhalb der evangelischen Kirche und für die nun-

¹ Zur Person Ludwig Müllers vgl.: Bauks, F. W., Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (=Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Bd. 4), Bielefeld 1980, Nr. 4331, S. 345.

² Vgl. u. a. Scholder, K., Die Kirchen und das Dritte Reich, Bd. 1: Vorgeschichte und Zeit der Illusionen, 1918–1934, Frankfurt 1977; Beyreuther, E., Die Geschichte des Kirchenkampfes in Dokumenten 1933/45, Wuppertal 1966; Geiger, M., Der deutsche Kirchenkampf 1933–1945, Zürich 1965.

³ Kreisarchiv Herford, A, Nr. 403: Kirchenpolitische Kämpfe (1937). Die Veranstaltung war in der heimischen Presse nicht angekündigt worden. Das Auftreten Müllers in Bünde war von dem Gemeindegruppenleiter der Deutschen Christen, dem Ennigloher Rektor Horstmann, der auch die Begrüßungsansprache hielt, organisiert worden. Obgleich Horstmann vom Bänder Bürgermeister Dr. Moes mehrfach darauf hingewiesen worden war, daß – so berichtete Moes am 16. 2. 1937 dem Herforder Landrat Hartmann – „nur Mitglieder zugelassen werden dürften, ... sind von der Leitung der Veranstaltung wahllos Mitglieder und Nichtmitglieder gegen Lösung der Eintrittskarte zu 0,30 RM eingelassen worden. ... Ein grosser Teil der Besucher bestand aus Nichtmitgliedern der Deutschen Reichskirche.“

mehr nur noch halbherzige Unterstützung Müllers durch den nationalsozialistischen Staat interpretiert werden.⁴

In der Stadt seiner ersten Station, Bünde, war Reichsbischof Müller nicht unbekannt, da er von 1908 bis 1914 die 2. Pfarrstelle im benachbarten Rödinghausen bekleidet hatte.⁵

Ein vom Bänder Bürgermeister mit der Überwachung der am 14. Februar um 16.30 Uhr im „Stadtgarten“ beginnenden Veranstaltung beauftragter städtischer Bediensteter verfaßte einen ausführlichen Bericht über den Inhalt der Rede Müllers und den Ablauf der Veranstaltung, die von etwa 1200 Personen besucht wurde.⁶ Der nachstehend abgedruckte Bericht stellt nicht nur eine wichtige Quelle zur theologischen Position der Deutschen Christen dar, er vermittelt zugleich auch Müllers Art der Argumentation und gibt – vor allem im letzten Teil der Rede – Aufschlüsse über Inhalte, Formen und Rezeption der kirchenpolitischen Auseinandersetzungen vor Ort.

„Bericht über den Inhalt der Rede des Staatsrats Müller am Sonntag, dem 14. d. Mts., im Stadtgarten Bünde⁷

Im Stadtgarten hatten sich zu dieser Veranstaltung schätzungsweise 1200 Personen eingefunden, die den Reichsbischof mit Beifall empfingen.

Zu Beginn seiner Rede ging M[üller] darauf ein, daß er hier in der Gegend seine Kindheit verbracht habe und daß später die 5 Jahre seines Wirkens in Rödinghausen für ihn von Bedeutung geworden wären. In dem darauffolgenden Kriege habe er die ersten Konflikte mit der kirchlichen Tradition bekommen. Die Abkehr von allem, was Kirche heiße, sei damals eine allgemeine Erscheinung gewesen. Begründet habe man diese Erscheinung mit dem zersetzenden Wirken der Sozialdemokra-

⁴ Seit Februar 1937 hatte Hitler den Plan einer einheitlichen Evangelischen Reichskirche zunächst aufgegeben. Vgl. hierzu Hofer, W. (Hrsg.), *Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933–1945*, Frankfurt 1983 (überarb. Aufl.), S. 124 u. Dok. 77, S. 146. Die Entwicklungen im Warthegau und die weiterführenden Pläne Bormanns (ebd., Dok. 88, S. 160f.) reduzierten die Bedeutung Müllers immer mehr.

⁵ Vgl. Brinkmann, E., *Ludwig Müllers Lebensjahre in Westfalen*, in: *Jb. f. Westfälische Kirchengeschichte* 76. 1983, S. 192–200.

⁶ Der publizistische Niederschlag der Veranstaltung in der heimischen Presse war dagegen nur begrenzt. In den überlokalen Herforder Zeitungen wird Müllers Auftreten mit keinem Wort erwähnt, der Bänder Generalanzeiger/Bänder Zeitung (Nr. 38) berichtete am 15. 2. 1937 in kurzer Form über die Veranstaltung.

⁷ Kreisarchiv Herford, A, Nr. 403. Der nachfolgende maschinengeschriebene Bericht wurde hinsichtlich der Rechtschreibung und Interpunktion der besseren Lesbarkeit wegen korrigiert, vorhandene Abkürzungen wurden aufgelöst und durch eckige Klammern kenntlich gemacht. An der uneinheitlichen Diktion des Verfassers, der die Ausführungen Müllers einerseits in indirekter Rede, zum anderen in wörtlichen Zitaten, z. T. ohne diese als solche zu kennzeichnen, wiedergibt, wurde nichts geändert.

ten. Er selbst aber sei anderer Meinung gewesen, nämlich, wenn einer richtig überzeugt sei, dann könnten ihm keine 100 Sozialdemokraten diese Überzeugung nehmen.

M[üller] bewies dann an einigen überzeugenden Beispielen, daß die Menschen gemäß den in der Schule gelernten Sprüchen in der höchsten Not ihre Zuflucht zum Gebet nähmen, diese Gebete aber nichts nützten. Deutschland bete, Frankreich bete, England bete, wem solle denn nun der Gott helfen. Auch habe der Krieg bewiesen, daß es gleichgültig sei, ob einer katholisch oder evangelisch bete.

In der Nachkriegszeit hätten sich überall die Juden breitgemacht. Getaufte Juden könnten sogar studieren und in Deutschland etwas werden. Hiergegen lehne sich das Rasseempfinden auf. Wenn man einen Juden taufe, dann bleibe er Jude, genauso wie ein Schwarzer auch nach der Taufe noch schwarz sei. Wenn ein Jude tatsächlich die Überzeugung gewonnen habe, daß Jesus *sein* Heiland sei, dann solle er zu den Juden als Missionar gehen, auf unseren Kanzeln wollten wir jedoch Deutsche sehen.

Dann aber sei ein Mann gekommen, der Deutschland aufgefordert habe, zu erwachen und wieder Vertrauen zu sich selbst zu gewinnen. Dieser Mann habe also nur das Gute gewollt und sei heftig bekämpft worden. Da es jedoch keine Kompromisse zwischen ‚Gut und Böse‘ gebe, habe er in diesem Kampf nur den Kampf gegen Christus, den Kampf gegen Gott gesehen und sich 1927 auf die Seite dieses Mannes gestellt. Ein maßgebender Pfarrer der evangelischen Kirche habe ihn damals gefragt: ‚Wie kommen Sie denn dazu als Militärfarrer für einen Mann zu kämpfen, der katholisch ist?‘ Er habe darauf geantwortet: ‚Sie sind in Wirklichkeit gar nichts. Herr Hitler hat einen katholischen Taufschein, aber in seinem Handeln ist er für mich hundertmal mehr Christ als Sie mit Ihrem anderen Taufschein.‘ Für ihn sei ein größerer Gottesdienst bei denen gewesen, die auf der Straße kämpften, als bei denen, die hinter dem Ofen saßen und ein großes Maul führten, aber bei jedem scharfen Schuß fragten: ‚Was ist denn nun schon wieder los?‘ In der katholischen und evangelischen Kirche sei es so, daß die Kirche über den Staat zu sagen habe. Als er jedoch die Bewegung und den Führer kennengelernt habe, sei es für ihn klar gewesen, daß die Kirche an dieser Bewegung nicht vorübergehen dürfe.

Der Redner führte dann in sehr geschickter und überzeugender Art aus, daß das Volk sich unter ‚Glauben, Sünde, Religion‘ etwas ganz anderes vorstelle, als die studierten Theologen damit meinten. Aus diesem Grunde habe er auch die Bergpredigt in das Deutsch des Alltags übertragen⁸, was ihm von seiten der Bekenntnisfront jedoch nur Feind-

⁸ Vgl. Müller, L., Deutsche Gottesworte. Aus der Bergpredigt verdeutscht, Weimar 1936.

schaft zugezogen hätte. Glauben sei grenzenloses Vertrauen, Sünde Unrecht tun, Religion sich abhängig fühlen. Auch der Götzendienst der Schwarzen sei Religion. Von Christus wissen wir nicht viel und kennen nicht einmal seine Sprache, aber wir wissen, daß die Wahrheiten, die er ausgesprochen hat, Wahrheiten des täglichen Lebens sind. Die meisten Menschen wüßten von Christus allerdings nur das, was im Glaubensbekenntnis steht, einige Wundergeschichten und daß er Gottes Sohn sei. An Christus glauben aber heiße, seiner Wahrheit vertrauen und ihr folgen. Man müsse sich Christus nicht so zart vorstellen, wie ihn die Maler gemalt haben. Er sei kein Akademiker oder Professor gewesen, sondern ein Kämpfer, und wer sich für ihn entscheide, der müsse ebenfalls kämpfen. Christus sei nicht in der Welt gewesen, um für sich Propaganda zu machen, sondern um für Gott Propaganda zu machen. Um dieser Erkenntnis willen nenne man *ihn* (den Reichsbischof) einen Ketzer. Aber er wolle dies gern tragen, wenn seine Volksgenossen diesen Weg auch gehen lernen. Daher ziehe er auch durch die Lande und rede von diesen Dingen zu den Leuten.

Der Reichsbischof führte weiter aus, daß in der Schule im Alten Testament jüdische Geschichte gelehrt worden sei. Wir seien aber genauso gut ein auserwähltes Volk wie die Juden. Überdies sei das Alte Testament nicht gut verständlich für uns. Die Schöpfungsgeschichte sei nicht wörtlich aufzufassen. Es sei aber nicht recht zu begreifen, weshalb wir alle heute darunter leiden sollten, daß damals beim Sündenfall Adam und Eva nicht aufgepaßt hätten. Warum hätte Gott die beiden Menschen überhaupt in Versuchung geführt? Auch die Geschichte, daß ein Sohn seinen Vater auf die gemeinste Weise betrogen habe, um nur das Erbe zu erhalten, sei für uns nicht sehr lehrreich. Im Kampfe gegen dies Judentum sei jedoch das Christentum entstanden und Christus sei der Führer zu Gott. Deshalb hätten ihn auch die Juden umgebracht. Gott dienen heiße die Wahrheit sagen, einmal die Wahrheit sagen sei mehr Gottesdienst als eine Stunde lang über religiöse Dinge reden. Wenn jeder an der Stelle, wo er hingestellt worden ist, seine Pflicht gut erfüllt, dann dient er Gott. Weil wir deutsches Blut in den Adern haben, wollen wir unserem Gott auch auf deutsche Art dienen. Die religiösen Wahrheiten des Alten Testaments wollen wir nicht anfassen, aber wir wollen nicht, daß unsere Kinder ihre ersten Eindrücke aus der Tradition des jüdischen Volkes bekommen. Religiöse Erziehung brauchen wir auch im Dritten Reich. Zu dem Gottvertrauen müsse aber das Verantwortungsbewußtsein treten. Konfessionsschulen wollen wir nicht mehr, weil wir nicht wollen, daß in die Jugend schon eine Zerrissenheit hineingebracht wird. Es gibt nur einen Herrgott und nur einen Heiland, deshalb brauchten wir auch nur einen Glauben.

Der Kirchenstreit habe 3 Seiten: [erstens] eine religiöse, die sei aber

nur sehr klein, dann eine praktische, das sei der Kampf um die Macht, ferner eine politische, in der sich alle sammelten, die den Staat nicht wollen. Die Bekenntniskirche habe einen großen Brief an den Führer geschrieben über Dinge, die sie gar nichts angehe. Wer sich nicht belehren lassen will, der soll es bleiben lassen, aber er soll dann auch nicht solchen Krach schlagen. Der Reichsbischof sagte dann wörtlich: ‚Wegen meiner kirchlichen und theologischen Haltung sollten sie mir die Kirchen und Gemeindehäuser verbieten. Wer hat denn darüber zu sagen? Ein Pastor mit 3 Presbytern? Die Kirche gehört doch Euch! Und wenn die so weitermachen, kann es kommen, daß wir einmal hingehen aus einer solchen Versammlung und uns die Kirche nehmen.

Sie haben gesagt, ich hätte 600 000,— RM unterschlagen, ich hätte soundsoviele uneheliche Kinder. Ich weiß, daß sie hier herumgestöbert haben, um festzustellen, ob hier uneheliche Kinder vorhanden wären. Ich wollte alles katholisch machen. Dazu hätte ich mit Hitler einen Pakt gemacht. Einer hat neulich gesagt, ich hätte 5 Jahre im Zuchthaus gesessen. Dieser gute Volksgenosse weiß ja gar nicht, was er sagt. Was soll ich diesen Mann ins Gefängnis stecken? Aber bringt mir die Hintermänner, die werde ich zur Rechenschaft ziehen. Die Wahrheit läßt sich nicht aufhalten. Ich habe nie geleugnet, daß ich dunkle Stunden habe wie Ihr. Wenn nun einer Ihre dunklen Stunden an die Öffentlichkeit zerzt, wer ist dann der Schweinehund? Wenn ich aber meine dunklen Stunden mit meinem Herrgott ins Reine gebracht habe, dann ist das meine Angelegenheit. Irgendwann läßt sich auch das deutsche Volk diese Lügen nicht mehr gefallen, sondern wird sich dagegen wehren. Wir haben jetzt ein Reich und einen Führer, der sich Gott verantwortlich weiß. Damals, als die Juden regierten, da hätte man einen Notbund gründen sollen. Heute, wo wir diesen Staat haben und diese Regierung, da sagen wir, da muß doch etwas Neues dahinterstecken. Wir sagen, Kirche im alten Sinn wird es bald nicht mehr geben. Die Finanzen sollen von der Stelle verwaltet werden, der es zusteht, und das ist der Staat. Dann haben die Pastöre wieder die Aufgabe, Seelsorger zu sein in ihrer Gemeinde und nicht mehr Kämpfer im Kirchenstreit. Dieser ganze Kirchenstreit interessiert das Volk gar nicht mehr. Wenn die Pastöre nicht gewesen wären, dann hätten wir gar keinen Kirchenstreit bekommen. Wo aber unter unseren Pastören ehrliche Männer auftreten, die wirklich nichts anderes wollen, als die Wahrheit verkünden und Diener in der Gemeinde zu sein, da freuen wir uns über jeden und sagen herzlich willkommen. Wir sind glücklich, weil wir wissen, dieser Kampf bringt den Sieg. Darum sind wir so zuversichtlich. Mit Gott für Gott . . . Mutig und entschlossen und ohne Kompromisse.‘

Die Rede wurde von den Zuhörern mit großem Beifall aufgenommen. Der Redner wurde wiederholt durch Bravorufe und Händeklatschen unterbrochen.

Das Schlußwort, das von einem anderen [Redner] gehalten wurde, enthielt die Aufforderung, den Deutschen Christen beizutreten und die Reihen zu schließen. Die Entscheidung stehe nahe bevor.“